

Roter Zauberer, weißer Psychiater

„Gestohlenen Land wird ihre Herzen fressen“

Es ist für den Kritiker nicht unbedingt notwendig, aber doch angenehm zu wissen, was der Verfasser eines Romans mit seinem Werk „sagen“ wollte. Die Indianerschriftstellerin Leslie Marmon Silko hat ihrem ersten Roman „Ceremony“ (1977) — er ist jetzt unter dem geschwollenen Titel „Gestohlenen Land wird ihre Herzen fressen“ in deutscher Übersetzung erschienen — ausdrücklich eine Absichtserklärung beigegeben: er soll, so sagt sie, die Kraft verdeutlichen, „die dem Prozeß des Geschichtenerzählens innewohnt“.

Nun kann ein solcher Hinweis auf die therapeutischen Möglichkeiten der Literatur zwar aufschlußreich für Selbstverständnis und Berufsauffassung der Autorin sein, er muß aber durchaus nicht als Leitfaden der Beurteilung dienen. Im Falle der dreiunddreißigjährigen Leslie M. Silko ist es beinahe wichtiger, zu erfahren, daß sie halb Mexikanerin, halb Laguna-Pueblo-Indianerin

hochgesteckt: es geht um nichts Geringeres als um die Wiedererneuerung eines Volksstammes durch das rituelle Erzählen von Geschichten. „Ich spüre die Kraft, die diese Geschichten besitzen, wenn es darum geht, uns zusammenzuschweißen, besonders wenn wir von großem Verlust und Schmerz betroffen sind“, heißt es in dem erwähnten Autorkommentar.

Von Schmerz und Verlust handeln denn auch die meisten Episoden dieses Buches. Sie erzählen, direkt oder indirekt, immer von Tayo, dem Sohn einer Indianerhure, der aus dem Zweiten Weltkrieg mit einem schweren seelischen Schock nach Hause ins Reservat gekommen ist: er hat mitansehen müssen, wie sein Halbbruder starb, und er war Zeuge bei einer Massenhinrichtung japanischer Kriegsgefangener. Seither ist für Tayo die Welt aus den Fugen. Eine Zeitlang haust er unter Kriegsveteranen, deren einziger

kräftigen, alten Zeremonien, er weiß aber auch, daß die Indianer allzu lange auf fremde Hilfe gewartet haben und daß viele von ihnen nun Gefahr laufen, in Resignation zu versinken.

Leslie Silko beschreibt diese Vorgänge in Passagen von ganz unterschiedlicher Qualität. Die ersten hundert Seiten geben ein plastisches, eindrucksvolles Bild von der Rückkehr eines Soldaten — danach hat man Mühe, dem emphatischen Stil und dem deklamatorischen Gestus zu folgen. Das erbärmliche Leben der Indianer wird mit einem geradezu wollüstigen Pathos überzogen, und die Autorin verkündet im Ton einer Prophetin Lehren, die den meisten ihrer Leser wohlvertraut sein dürften.

Am Ende trifft Tayo, der Held, eine allwissende, mysteriöse Frau, und nach einem Blutbad im Reservat geht über Gerechten und Ungerechten bedeutungsvoll die Sonne auf. Die Sprache, die zu Beginn klar und präzise war, kann die großen Gefühle und Gedanken am Schluß nicht mehr ausdrücken, sie wird weich und verschwommen; „die Kraft, die dem Prozeß des Geschichtenerzählens innewohnt“, verströmt in mystischer Lyrik.

HELMUT WINTER

Leslie Marmon Silko: „Gestohlenen Land wird ihre Herzen fressen“. Aus dem Amerikanischen von Ana Maria Brock. Rogner & Bernhard Verlag, München 1981. 304 S., geb., 29,80 DM.

Chronist der Inferno-Zeit

Peter Weiss übersetzt drei Stücke August Strindbergs

Im Vorwort zu seiner Neuübertragung dreier Strindberg-Stücke erinnert sich Peter Weiss der frühen Vorliebe für diesen Schriftsteller, der „meinen eigenen Aufruhr gegen Zwang und Unterdrückung anfachte“, dessen Werke „verbotene Lektüre“ waren und gerade deshalb reizten, der die Phantasie zu gewagten Experimenten stimulierte. Strindberg ist ein Außenseiter, der aus dem „Erlebnis von der Wirklichkeit als Halluzination“ seine literarischen Erfahrungen machte und am Anfang der modernen Literatur steht. Jahrzehnte vor Kafka, Joyce, Genet oder Michaux wurde er zum phantastischen Chronisten unserer Inferno-Zeit.

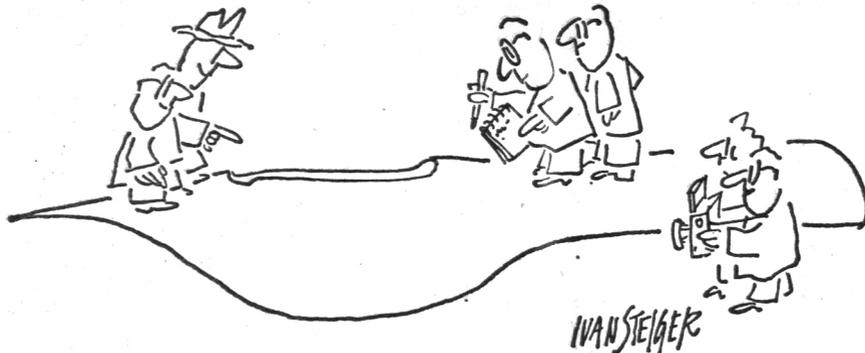
In dieser Lobrede ist noch viel von der jugendlichen Begeisterung spürbar, die Weiss für Strindberg empfunden haben muß, sie ist wichtiger und hell-sichtiger als alle nachträglichen Begründungsversuche, die es sich schwer-machen mit Strindbergs antidemokratischer Haltung, den „nietzscheanischen Tönen“, seiner Hoffnung auf „eine geistige Aristokratie“. Aber freilich: das Vorwort folgt einer Rede, die Peter Weiss 1962 im Berliner Schillertheater hielt und 1967, wohl überarbeitet, erstmals veröffentlicht hat. So ist sie das Dokument einer selber widersprüchlichen Auseinandersetzung, die der Autor des „Fluchtpunkts“, des „Gesprächs der drei Gehenden“ und des „Marat“ im Lichte neuer Einsichten mit sich selber führte. Strindberg geht dann aber ungeschmälert daraus hervor. „Er wagt es, den inneren Widerstreit auszusprechen,

er wagt es, sich in seinen Gegensätzen zu zeigen.“

Diese Stücke hat Peter Weiss neu übersetzt: „Der Vater“ und „Fräulein Julie“ — zwei Dramen über Herrschaft und Unterdrückung in Liebe und Ehe, über das Labyrinth, das sich zwei Menschen schaffen, um sich darin abhanden zu kommen — und „Ein Traumspiel“, das Drama vom ausweglosen Unglück der menschlichen Existenz, dem nur die religiöse Vision noch Hoffnung abzugewinnen vermag. Peter Weiss hat die Texte sehr genau und zugleich theater-nah übertragen, Umständlichkeiten früherer Übersetzungen vermieden.

Die Schnelligkeit, mit der sich die Katastrophen entwickeln, die Dynamik der Konflikte scheint dadurch noch gesteigert und gibt ihnen wieder etwas von der beklemmenden Wirkung zurück, die sie auf Strindbergs Zeitgenossen ausgeübt haben muß. Ob aber die Eingemeindung Strindbergs in unsere Sprache so weit gehen sollte, daß der schwedische Dichter Stagnelius im Text durch Klopstock ersetzt und für ein schwedisches Gesangbuchlied Verse des deutschen Barockdichters Michael Franck eingesetzt werden, mag strittig bleiben. Allemal ist es aber besser, der meist kenntnislosen Willkür des Regie-theaters durch wohlüberlegte und historisch angemessene Verständnishilfen vorzuzukommen. GERT UEDING

August Strindberg: „Drei Stücke in der Übertragung von Peter Weiss“. Der Vater. Fräulein Julie. Ein Traumspiel. Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1981. 226 S., geb., 28,— DM.



ist, im Reservat dieses Indianerstammes geboren wurde und dort heute noch mit Mann und zwei Kindern lebt.

Erwartungen, wie sie sich bei einem „normalen“ amerikanischen Roman einstellen, sind hier also von vornherein fehl am Platz; dies ist keine wirklichkeitspralle Geschichte aus dem Amerika unserer Tage, sondern die poetische Beschwörung eines Traumes, das raunende Lied vom tragischen Schicksal der Laguna Pueblos. Der Anspruch ist

Lebensinhalt der Alkohol und die eigenen Kriegserlebnisse sind; er geht dann nach Arizona, wo er sich einem indianischen Medizinnann anvertraut. Der Zauberer bewirkt mit magischen Zeremonien, was wenige Kilometer weiter ein weißer Psychiater mit seiner Couch zu erreichen versucht hätte — eine Aufschlüsselung, eine Analyse des Unterbewußtseins, die schließlich zu Klarsicht und Befreiung führt. Betonie, der Wundermann, weiß um die heil-